

USA

Die Schweißbar

Die Columbia J-School ist Vorbild für die Journalistenausbildung in aller Welt. Doch der Wechsel des Leiters entfachte eine fundamentale Debatte: Was muss eine Journalistenschule leisten?

VON THOMAS SCHULER

Nicholas Lemann hat nie eine Journalistenschule besucht und erst einen einzigen Kurs für Journalistenschüler gelehrt. Vor 31 Jahren wurde der 48-jährige Amerikaner Journalist und berichtete für diverse Zeitschriften, zuletzt als Korrespondent aus Washington für die hoch angesehene Zeitschrift *New Yorker*.

Lemann gehört nicht zu jenen Journalisten, die auf Absolventen der Journalistenschulen herabsehen. Im Gegenteil. Im Laufe seiner Karriere empfand er es hin und wieder als Manko, nicht an einer solchen Institution studiert zu haben, und er dachte wehmütig an all die Dinge, die er dort gerne gelernt hätte: Statistik, Plato, Machiavelli und Madison.

So gesehen ist es vielleicht ein Glück, dass er zum Leiter der angesehensten Journalistenschule Amerikas berufen wurde, der Journalism School der Columbia University of New York City. Im September trat er sein Amt an. Seine Berufung erhielt mehr Aufmerksamkeit als jede davor. Ihr vorausgegangen war nämlich eine sehr lange und sehr öffentliche Suche samt der Ankündigung, der neue Leiter werde die Journalistenschule ändern. Der neue Leiter soll die Schule, die weltweit Vorbild ist für die Journalistenausbildung und Ableger hat in Europa und Asien, erneuern und ein neues Konzept ausarbeiten, wie eine moderne Einrichtung dieser Art auszusehen hat.

Engere Auswahl

Der Reihe nach: Vor rund einem Jahr sollte Lee Bollinger, kaum dass er einige Wochen im Amt war, als neuer Präsident der Columbia University, einen neuen Dean für die Journalistenschule

benennen. Zwei renommierte Journalisten waren in der Auswahl: James Fallows und Alex Jones. Beide haben lange Zeit als Reporter gearbeitet; beide haben zur Rolle der Medien publiziert. Lee Bollinger ist Akademiker, und zwar einer, der sich ebenfalls intensiv mit dem Ersten Verfassungszusatz, der Meinungsfreiheit, beschäftigt hat. Zudem ist er Sohn eines Zeitungsjournalisten.

Wie eine Bombe

Die berühmte Columbia J-School, wie sie in der Branche abgekürzt wird, liegt ihm daher wohl besonders am Herzen. Statt einen der beiden Kandidaten zu ernennen, verschob er die Wahl und sagte, erst müsse etwas anderes geklärt werden: die Frage nämlich, wozu eine Journalistenschule gut sein solle. Die Antwort dürfe man nicht auf den neuen Chef abschieben, sondern müsse sie vor dessen Ernennung finden.

Die Ankündigung Bollingers schlug ein »wie eine Bombe«, schrieben Zeitungen. Viele fürchteten, ein wegen seines Handwerks anerkanntes Studium solle zu einem Studium der Kommunikationswissenschaften verwässert werden, was bereits an vielen amerikanischen Universitäten passiert ist.

Immerhin waren gerade die neuen Studenten im Begriff, ihr Studium aufzunehmen. Sie überwiesen ihre Gebühren an eine Institution, die keinen Chef hat – und von sich sagte, sie müsse erst sehen, ob das, was sie tue, sinnvoll ist. Die Schecks löste sie jedoch inzwischen schon einmal ein. Dass die Studenten nicht gerade begeistert waren, versteht sich. Journalisten, die eine Eliteschule für Journalisten ablehnen, wollten Bollinger missverstehen, als habe er gesagt, dass die Colum-

beits-Elite

bia School nichts tauge. Absolventen protestierten in E-Mails: Sie fürchteten, dass Bollinger mit seinen Äußerungen den Wert ihres Abschlusses öffentlich gemindert habe. Etliche waren doch genau aus diesem einen Grund zur Columbia gegangen: weil sie den Ruf hat, die beste Schule ihrer Art in Amerika zu sein, »das Harvard der Journalistenschulen«, wie es in der Branche heißt.

Durch alle Jahrgänge hindurch fühlen sich Absolventen untereinander verbunden. Die Schule unterstützt die Netzwerke, um Kontakte und Spenden zu erhalten. Nicht zuletzt sind der Zugang zu den Kreisen der Absolventen und der Glaube, dass diese Kontakte ein Leben lang halten und nutzen, der Grund für Studenten, 40.000 Dollar für ein Schuljahr zu bezahlen und sich auf Jahre hinaus zu verschulden, weil sie anfangs nur 25.000 Dollar im Jahr verdienen.

Heilige Dreifaltigkeit

Die »Columbia Graduate School of Journalism« wurde von Joseph Pulitzer gegründet. Daher verleiht die Columbia University jedes Jahr die gleichnamigen Preise, die begehrteste Auszeichnung des amerikanischen Journalismus. Darüber hinaus verleiht sie noch zahlreiche andere Preise, etwa die Dupont Awards für Radio und Fernsehen, die National Magazine Awards für Zeitschriften, den Maria Moors Cabot Prize für Lateinamerika oder

den Online Journalism Award. Das ist so, als würde die Henri-Nannen-Schule in Hamburg den Kisch-Preis, den Wächter-Preis, Theodor-Wolff-Preis, den Grimme-Preis und noch einige andere dazu verleihen. Zusammen mit den Pulitzer-Preisen und der *New York Times*, deren Journalisten häufig als Dozenten fungieren, zählt sie in der Branche zur »Heiligen Dreifaltigkeit« des amerikanischen Journalismus.

In bestimmten Momenten lässt die Journalism School keinen Zweifel, dass sie eine Eliteschule ist: Den Studenten wird immer wieder gesagt, dass sie irgendwann die führenden Journalisten ihres Landes

werden sollten, in welchem Land auch immer. Bevor sie ihre Kurse wählen, stellen die Professoren ihre Inhalte vor – und werben dabei offen mit der Anzahl an Pulitzerpreisträgern als Gastdozenten.

Manche Kritiker warfen der Schule vor, sie produziere »Snob-Journalismus«. Ist sie wirklich abgehoben von der Wirklichkeit und propagiert Elitedenken? Ja und nein. Trotz oder gerade wegen ihres Anspruchs, die Besten ausbilden zu

Absolventen fürchteten, dass Bollinger mit seinen Äußerungen den Wert ihres Abschlusses öffentlich gemindert habe.



Nicholas Lemann



Lee Bollinger

wollen, praktiziert sie seit Jahren das Gegenteil von Snob-Journalism: Ihr bisher 10-monatiges Studium ist um RW1 konzipiert, den Basiskurs in Reporting and Writing, der das gesamte erste Semester einnimmt. Alle Studenten sollen die Grundlagen des Recherchierens erlernen und aus einem Stadtviertel New Yorks Lokalberichte verfassen. »Shoe leather reporting« nennt sich das – Schweißarbeit. Selbst wer bereits jahrelang als Journalist gearbeitet hat, kommt nicht um RW1 herum.

Geringes Gehalt

Absolventen verlassen die Schule nicht in dem Glauben, dass die *New York Times* nun auf sie wartet. Tatsächlich geht von der Schule fast nie ein Reporter direkt zur *New York Times*. Stattdessen fangen viele bei den kleinen Zeitungen und Fernsehstationen irgendwo im Lande an. Sie werden darauf vorbereitet, für ein geringes Gehalt bei kleinen Provinzblättern in Oregon, Maine oder

Florida im Lokalteil über Eigentumssteuer oder Nachwuchssportler zu berichten. Erst mit den Jahren klettern einige die Stufen zu den nationalen Medien empor.

Das zeugt von Bodenhaftung, wird der Schule von manchen

Kritikern aber auch vorgeworfen: Denn ihre guten Journalisten sind meist keine großen Kolumnisten, sondern gute Rechercheure.

Auf ihren bislang berühmtesten Absolventen, den Meinungsjournalisten, ehemaligen Redenschreiber von Präsident Richard Nixon, rechten CNN-Kommentator und Präsidentschaftskandidaten Pat Buchanan, sind die Schule und ihre liberalen Professoren nicht wirklich stolz.

Sie können mit dem Vorwurf leben, die J-School bringe keine »großen« Journalisten hervor, denn »groß« bedeutet meist: Starschreiber. Große Kolumnisten entstammten oft nicht der J-School, sondern kämen von der (fachfremden) Harvard Law School, von Princeton oder Yale. Das mag an dem Verständnis liegen, das die J-School lehrt: Recherche, Recherche, Recherche. Dabei pflegt sie das traditionelle Verständnis des Watchdogs, Journalisten sollen Korruption in Behörden, Regie-

rungen und Unternehmen aufdecken und somit über die Demokratie wachen.

Alles, was Columbia lehrt, ob die umgekehrte Pyramide beim Recherchieren oder das Tabu des Verwendens von nur einer Quelle, ist immer Handwerk und Haltung zugleich. Bollinger will den Absolventen die Augen dafür öffnen und sie nicht nur rein als Handwerk verstandenes Handwerk lehren. Sie sollten wirklich wissen, was sie tun und warum.

Immerhin gehört die Columbia University of New York City zu den Ivy-League-Universitäten der USA. Die meisten Journalistenschulen an Universitäten bilden Undergraduates aus; sie sind Teil des Grundstudiums. Die J-School war die erste Graduate School ihrer Art und sie ist bis heute einer der wenigen reinen Graduierten-Studiengänge. Voraussetzung ist ein abgeschlossenes Grundstudium. Das hebt sie von der Masse der Journalistenschulen in den USA ab; daher fühlt sie sich selbst berufen, eine Vorreiterrolle zu spielen, was die Konzeption der Ausbildung und das Selbstverständnis betrifft.

Bollinger will das Studium auf zwei Jahre verlängern und den Studenten ermöglichen, sich zu spezialisieren: Wer über Wirtschaft berichten will, kann Kurse an der School of Business belegen, andere können Medizin oder Jura studieren. Er will die Möglichkeiten einer großen Universität besser genutzt sehen, raus aus dem Elfenbeinturm. Journalisten sollen verstehen, worüber sie schreiben.

Fest etabliert

Als Joseph Pulitzer, der die *New York World* verlegte, erstmals 1892 an den damaligen Vorgänger von Bollinger mit der Idee herantrat, die weltweit erste Journalistenschule zu gründen, sagte er, Journalismus sollte »einer der großartigen intellektuellen Berufe« sein.

Journalisten sollten »Bescheid wissen über Politik, Literatur, Regierungen, Verfassungsgrundsätze, Geschichte, Wirtschaft; außerdem über Geschichte und Meinungsmacht und ihren Dienst an der Öffentlichkeit«.

Allerdings wurde Pulitzer bei seinem ersten Anlauf von der Columbia University nicht ganz ernst genommen. Das mag an Pulitzer selbst und seinem Boulevardblatt gelegen haben; das mag auch daran gelegen haben, dass Journalismus für viele eben keine anständige Tätigkeit war, schon gar keine für Akademiker.

Produziert die Schule tatsächlich »Snob-Journalismus«? Sie bringt wenige große Kolumnisten hervor, dafür aber gute Rechercheure.

Pulitzer erlebte nicht mehr, dass Columbia 1912 eine Schule mit seinem Geld gründete und nach ihm benannte. (Bereits vier Jahre zuvor war eine Journalistenschule in Missouri gegründet worden.) Als der erste Jahrgang im September 1912 die Ausbildung begann, war »die Skepsis der Presse gegenüber einer journalistischen Ausbildung die größte Hürde«, schrieb Carl W. Ackerman, einer der ersten Absolventen und spätere Dean der J-School. Akademiker teilten diese Skepsis, schrieb er.

Aufgrund seiner Erfahrung glaubte Ackerman zum 50-jährigen Bestehen der Schule 1962 eine gute Nachricht zu haben: »Heutzutage ist die Ausbildung im Journalismus so fest etabliert wie in anderen Berufen«, schrieb er. Es gebe nichts, was ein Absolvent der Schule nicht erreichen könne. Womöglich hätte Ackerman sich über Buchanan gefreut.

Große Themen

Tatsächlich gibt es heute mehr als 450 akademische Journalistenausbildungen, die jährlich bis zu 40.000 Nachwuchsjournalisten hervorbringen. Alleine Columbia bildet jährlich in zehn Monaten (zwei Semestern) mehr als 200 Studenten aus, dazu knapp 100 in einem zweijährigen Teilzeitstudiengang und rund zwanzig in einem Promotionsstudium.

Doch manche Diskussionen enden nie. Sie wiederholen sich, wenn auch in etwas veränderter Form. Nach Bollingers Ankündigung trat die alte Skepsis plötzlich wieder zu Tage. Bollinger berief eine Beratergruppe ein mit dreißig der namhaftesten Journalisten, darunter: Bob Woodward (*Washington Post*), Anna Quindlen (*Newsweek*), Karen Elliot House (*Dow Jones*), James Kelly (*Time*), Sam Freedman (Columbia J-School), Tom Rosenstiel (»Excellence in Journalism«), Ken Auletta (*New Yorker*), Gene Roberts (*New York Times*), Jim Carey (Columbia University) und Viktor Navasky (*The Nation*). Einer von ihnen war auch Nicholas Lemann, der nach einiger Zeit im Februar 2003 im fünften Treffen ein Konzept vorlegte für ein neues zweijähriges Studium, das er als Experiment bezeichnet.

RW1 solle auf einen Sommerintensivkurs verlegt werden. Im ersten Jahr sollen sich Studenten mit Wegen der Recherche beschäftigen, etwa der unterschiedlichen Art und Weise, wie Statistiker, Kriminologen und Juristen mit Beweisen umgehen

bei ihrer Suche nach Wahrheit, aber auch mit »Great Ideas« und ihrer Konzeption in Politik und Wirtschaft. Des Weiteren stehen »Great Literature« und »Journalism as an Industry« auf dem Programm.

Zwei Semester sollen die Studenten lernen, wie man große Themen recherchiert und aufbereitet. Ein Teil von ihnen soll Gelegenheit zu einem zweiten Studienjahr erhalten, wo sie Wissen in einem Spezialfach wie Wirtschaft, Religion, oder Wissenschaft vertiefen und eine lange Geschichte erarbeiten. Außerdem sollen sie sich strategisch mit Problematiken von leitenden Redakteuren, Chefredakteuren und Verlegern beschäftigen.

Bislang habe die J-School versucht, Journalisten auszubilden, die alles für den Berufseinstieg lernen. Bollinger will ein Studium, das auch nach dem Berufseinstieg nach dreißig Jahren für die Absolventen noch von Wert ist. Der künftige Leiter Nicholas Lemann sagt: »Wir wollen für die gesamte Karriere ausbilden, nicht nur die frühen Jahre, und wir wollen für Probleme ausbilden, die man später erlebt.« Etwa, wie ein Chefredakteur konzeptionell mit einem Unglück wie den Attacken auf das World Trade Center umgehen kann. Die oberflächliche Version von Journalismus betrachte nur Ereignisse, berichte lediglich über das, was gestern war. Wer Columbia besucht habe, solle jedoch mehr können, meint Lemann: Erklären, Konzeptionalisieren und Analysieren.

Manche Pointen, mögen sie auch noch so falsch plaziert sein, werden wiederholt und wiederholt. Dass Lemann keine Journalistenschule besucht hat, ist für viele Kollegen ein Argument gegen den Nutzen einer solchen Einrichtung. Aus Lemanns Sicht muss es freilich vielmehr ein Argument dafür sein, dass gerade diese Kollegen eine Journalistenschule hätten besuchen sollen. n

Quellen:

- ↳ Karen W. Arenson: »Driven by What He Wishes He'd Learned«, New York Times, 14.5.2003
- ↳ William A. Babcock: »The j-school debate«, Christian Science Monitor, 1.8.2002
- ↳ Felicity Barringer: »At Columbia University, Rewriting a Journalism Curriculum«, New York Times, 22.2.2003
- ↳ Clyde Haberman: »What They Don't Teach at J-School«, New York Times, 27.8.2002
- ↳ Jay Rosen: »The Bollinger Thesis«, PoynterOnline, 7.5.2003
- ↳ Robert J. Samuelson: »Snob Journalism«, Washington Post, 22.4.2003
- ↳ Seth Mnookin: »Big Plans«, Newsweek.com, 17.4.2003

Der freie Autor und Journalist Thomas Schuler ist Absolvent der Columbia School of Journalism.

